

Mehr als gutes Zeitungsfutter

SWISS PRESS PHOTO 16 Immer im Frühling ist es so weit: Das Landesmuseum präsentiert die besten Schweizer Pressebilder des vergangenen Jahres. Der Beste der Besten ist diesmal ein junger Fotojournalist aus Genf, der heute in Kiew lebt: Niels Ackermann.

Klassisch: Nur dem Anschein nach ist dieser Mittwoch im Frühling des Jahres 2015 ein ganz gewöhnlicher Zürcher Morgen. Der Fotoreporter Pascal Mora muss etwas gewusst haben, sonst hätte er wohl nicht an diesem 27. Mai schon vor halb sieben in der Lobby des vornehmen Baur au Lac gewartet, um wenig später zum Seiteneingang an der Börsenstrasse zu wechseln. Dort sieht er einen Opel Corsa vorfahren, während ein Concierge mit einem Leintuch dasteht, sieht, wie das Leintuch aufgespannt wird – und dann? Dann hat das Leintuch Beine bekommen, erinnert sich Mora, «dann hab ich auf den Auslöser gedrückt».

Das im Auftrag der «New York Times» entstandene Bild, das die Verhaftung hoher Fifa-Funktionäre illustriert, ging um die ganze Welt und brachte dem jungen Zürcher Fotografen nun auch einen ersten Preis ein, den ersten in der Kategorie Aktualität. Das Bild ist nicht «schön», aber treffend. Eigenartig auch. Dass ein Verhafteter hinter einem ordentlich gebügelten weissen Tuch vor neugierigen Blicken geschützt wird, bevor die Enthüllungsgeschichte ihren Lauf nimmt, ist nur rechts; dass er aber unter einem Schild der Edelboutique Vanity durchgehen muss, ist schon fast Ironie des Schicksals.

Es geht auch positiv

Die Hauptauszeichnung des renommierten Wettbewerbs kommt 2016 aber einer ganz anders garteten Geschichte zu, einer Langzeitreportage, bei der zwar auch die Einzelaufnahme zählt, das Anliegen des Fotografen aber erst in der Vielzahl der Bilder zum Ausdruck kommt. Der Genfer Niels Ackermann, 1987, ein Jahr nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl geboren, nähert sich dem negativen Ereignis auf eben-

so ungewohnte wie vorurteilsfreie Weise, indem er eine positive Geschichte erzählt. Eine Geschichte, die sich ihm aufdrängte, wie er sagt, kaum dass er in Slawutytsch angekommen sei, jener Stadt, die gleich 1986 ausserhalb der Sperrzone gegründet wurde für jene, die an der kontaminierten Unfallstelle arbeiten; 2017 soll der Sarkophag für Tschernobyl fertig sein.

Ackermann zeigt junge Menschen, die mitten im Leben stehen, sich eine Zukunft aufbauen und nicht einer Vergangenheit nachtrauern wollen, die nicht die ihre ist. Eine Fülle lebensvoller, auch sehr intimer Momente ist so entstanden, die festzuhalten nur möglich wurde, weil Ackermann sich Zeit nahm, um dabei zu sein, von 2012 bis 2015. Seit gut einem Jahr lebt er selbst in Kiew. Dass die Bilder in der Kategorie Ausland nicht als Zeitungsfutter gedacht waren, belegt das Buch, das aus seiner Arbeit vor Ort entstanden ist: «The White Angel. The children of Chernobyl have grown up».

Auch die Schwarzweissfotografien von Kaspar Thalmann (*1968, Uster) haben zu einem Buch geführt. Sie gehören zu den stillen, durch ihre Ästhetik bestechenden Bilder der Ausstellung, denn auch solche haben Platz unter dem Label Swiss Press Photo. St. Antönien, ein Tal, in dem nur wenige Menschen wohnen, wird



Das Leben geht weiter, auch nach Tschernobyl. Und Niels Ackermann ist der Swiss-Press-Fotograf des Jahres 2015.

durch Lawinerverbauungen aufwendig geschützt. Die geometrischen, bald poetisch, bald chaotisch wirkenden und immer verschiedenen Zeichen in der Landschaft faszinieren Thalmann seit langem; die Betrachter seiner Fotos dürfen daran teilhaben.

Bilder brauchen Autoren

Es sind, das zeigt sich bei allen Gewinnern in den sechs Kategorien, lauter Fotos, die etwas zu sagen haben, Geschichten, Schicksale, Ereignisse erzählen und auf den

Punkt bringen: Mara Truogs Porträt einer 101-Jährigen, so stark, so gegenwärtig (Kategorie Porträt); Arnd Wiegmanns einsames Bein, das aus fliegendem Stroh und stiebendem Schnee herausragt, den, zu dem es gehört, hat es auf dem Cresta Run aus der Bahn katapultiert (Kategorie Sport); das Dreifaltigkeitsfest in Buochs, bei dem die Flüchtlinge aus Eritrea eine ganze Nacht lang Gottesdienst feiern, Daniel Rihs hat es als bildgewaltigen Anlass erlebt (Kategorie Schweizer Reportagen).

Michael von Graffenried, Gründer von Swiss Press Photo, betonte vor den Medien, wie wichtiges angesichts der Inflation von Fotografien ist, dass ein Autor hinter den Bildern steht. 99 Bilder sind es, wenn man bei der fast konzeptuellen Serie von Christoph Ruckstuhl, die Skifahrer zu grafischen Zeichen verkürzt, jedes Foto einzeln zählt. Die Jury, die aus 3620 Aufnahmen von 238 Fotografinnen und Fotografen auszuwählen musste, hat es sich jedenfalls nicht leicht gemacht. *Angelika Maass*

DATEN UND FAKTEN

Bis 3. Juli. Wie immer ist ein Katalog erschienen, der noch viel mehr abbildet, als an der Ausstellung zu sehen ist (128 S., 25 Fr.). Und weil Swiss Press Photo 2016 25 Jahre alt wird, gibt es auch dazu eine Publikation (176 S., 39 Fr.). **Kurzführungen** über Mittag, die nächste Fr., 12.30 Uhr. Lohnenswert auch die Infos auf www.swisspressaward.ch. *aa*



«FIFA Arrest» von Pascal Mora ging um die ganze Welt. – Kaspar Thalmann, aus «Oder das Tal aufgeben». *Bilder pd*



Demontage und Dichtung eines Lebens

NEU IM KINO «Das Leben drehen»: Eva Vitija sucht in ihrer ersten langen Regiearbeit die Auseinandersetzung mit ihrem Vater, dem Regisseur und Schauspieler Joschy Scheidegger.

Man stolpert heute alle paar Meter über einen dieser Menschen, die mit einem Smartphone, einem Tablet oder einem Fotoapparat festhalten, worauf ihr Auge fällt. Das Verhalten ist gar nicht neu. Vielmehr sind die Fähigkeit und das Bedürfnis, festzuhalten, aufzuzeichnen und weiterzugeben, den Menschen und sein Dasein geradezu definierende Grundeigenschaften, Grundpfeiler auch der menschlichen Kultur und Zivilisation.

Und nun also hat Eva Vitija – sie lebt in Winterthur, hat Jahrgang 1973 – diesen kleinen Film mit dem herrlichen Titel «Das Leben drehen» gefertigt. Man muss in diesem Fall bewusst «fertigen» sagen, denn «gedreht» hat Vitija ihre erste lange Arbeit als Regisseurin nur zu Teilen. Der Rest oder eben die Hauptsache stammt aus dem Archiv ihres Vaters, des 1929 in Zürich geborenen Schauspielers, Regisseurs und Fernsehmannes Joseph «Joschy» Scheidegger.

Vitija ist seine jüngste Tochter, das zweite Kind aus seiner zwei-

ten Ehe. Sie hat oder hatte – einer von ihnen ist bereits gestorben – zwei ältere Halbbrüder aus ihres Vaters erster Ehe, Scheidegger selber ist 2012 verstorben. Es sind diese familiären Verhältnisse und deren Klärung nicht nur wichtig in Vitijas Film, sondern dessen eigentlicher Grund. Denn Scheidegger, von Berufes wegen sozusagen immer mit der Kamera unterwegs, hat diese auch privat kaum aus der Hand gelegt.

Und so hat er seiner Tochter zu deren 18. Geburtstag einen filmischen Zusammenschnitt der Höhepunkte ihres bisherigen, von ihm festgehaltenen Lebens geschenkt, sozusagen ein «Best of Her Life».

Das ungeliebte Geschenk

Sie habe, sagt Vitija in «Das Leben drehen», ihren Vater für dieses Geschenk abgrundtief gehasst. Sie habe diese Filmausschnitte jahrelang nie angeschaut, nach ihrem 18. Geburtstag auch jahrelang nicht mit ihrem Vater gesprochen.

Was umso fataler scheint, als Vitija ihrem Vater in gewissen Dingen geradezu seelenverwandt zu sein scheint. Auf alle Fälle hat sie, als übrigens einziges von Scheideggers Kindern, den «gleichen» Beruf wie der Vater gewählt, fand übers Theater den Weg zum Film, ist seit 1999 als

Drehbuchautorin tätig und hat so langsam nun zur Regie gefunden.

Nach ihres Vaters Tod indes hat Vitija dann sein Erbe angetreten und sich dem gestellt, was ihr bis dato so zuwider war: ihres Vaters obsessiver Dokumentierung seines eigenen Seins und desjenigen seiner Familie, vielleicht müsste man konkreter sagen: aller seiner Lieben. Denn Scheidegger – gut aussehend, charmant und erfolgreich, wie man im Film feststellt – war nebst vielem anderen auch ein Womanizer, ein Frauenheld.

Und hatte Vitija als Kind und Jugendliche den Eindruck, der Spross einer ganz normal-glücklichen und vom Geist der 1968er

geprägten, weltoffenen Schweizer Familie zu sein, eröffnen sich ihr in der Auseinandersetzung mit Vaters Hinterlassenschaft auch die dunklen und schweren Seiten seines – und somit zum Teil auch ihres – Lebens. Und zu diesen Schattenseiten gehören: der frühe Tod eines seiner Söhne, ihres Bruders, etwa, das Scheitern seiner ersten, unglücklichen Ehe, die damit einhergehenden Gefühle von Verlust, Trauer, auch des Versagens.

Radikale Intimität

«Das Leben drehen» ist von einer geradezu radikalen Intimität und einer Privatheit, angesichts de-

ren man sich vor wenigen Jahren noch gefragt hätte, ob und was sie in der Öffentlichkeit einer Kinoleinwand überhaupt suche. Die Regisseurin ist sich dessen durchaus bewusst und fragt sich im Film selber, ob die ursprünglich für den privaten Gebrauch bestimmten Töne und Bilder öffentlich überhaupt verwendet werden dürfen.

Der Vater allerdings scheint genau dies gewollt zu haben. So hat es Vitija denn nun getan und exakt hier schreibt sich «Das Leben drehen» topaktuell in das Moment ein, an dem sich das Verhalten der Menschen und damit die Gesellschaft rapid schnell verändern. Nämlich der immer häufiger anzutreffenden unbedachten Entäusserung des Privaten und Intimen. Der sich in der Folge davon auflösenden Unterscheidung von Nicht-Öffentlichem und Öffentlichem – und damit unmittelbar einhergehend auch dem Verlust der Wirklichkeit und der Gefahr einer alles bestimmenden Beliebigkeit.

Denn durch eine Kamera betrachtet, präsentiert sich die Wirklichkeit selbst im Dokumentarischen immer anders, als sie tatsächlich ist. Hier könnte man unendlich weiterdiskutieren. Aber es genügt zu sagen: «Das Leben drehen ist ein guter Film.»

Irene Genhart



Bilder aus der Vergangenheit: Die Liebe geht, die Erinnerung bleibt. *pd*

Eine letzte Saison

TONHALLE Noch einmal den grossen Saal auskosten – die Konzertsaison 2016/17 der Tonhalle-Gesellschaft rechnet mit den Zeiten des Exils.

Es gibt Werke, für die selbst der Tonhalle-Saal zu klein ist. Aber sehr viele Partituren für grosse Besetzung kommen in diesem ehrwürdigen Konzertraum von allerdings ziemlich verlebter Pracht hervorragend zur Geltung. Wenn Zürich am 5. Juni dem Renovationsprojekt zustimmt, ist die kommende Saison die letzte, bevor das Orchester im Maag-Areal für drei Jahre einen provisorischen und auch kleineren Saal beziehen wird. Und weil die Tonhalle – Martin Vollenwyder, der Präsident der Gesellschaft, voran – auf das Ja hofft beziehungsweise damit rechnet, wird ein Schwerpunkt dieser Saison gross besetzten Werken den Ballets Russes gelten. So beginnt die Saison am 14. September mit Strawinskys «Le sacre du printemps», und in weiteren Konzerten wird Lionel Bringuier auch «Petruschka» und «Feuervogel» dirigieren und auch Manuel de Fallas «Dreispeitz».

Viele Tonnen Schlagwerk

153 Veranstaltungen und 95 verschiedene Programme bringt die Saison 2016/17. Geprägt wird sie von Dirigenten und Solisten mit grossen Namen, aber auch einer ganzen Reihe von Tonhalle-Debüts, erwähnt seien zwei Dirigentinnen, die Mexikanerin Alondra de la Parra und die Kanadierin Barbara Hannigan. Schwerpunkte setzen der Perkussionist Martin Grubinger als Artist-in-Residence und der ungarische Komponist, Dirigent und Pädagoge Péter Eötvös.

Grubinger ist in sechs Konzerten präsent, einmal auch mit seinem Ensemble für einen ganzen Marathon und, wie er ankündigte, «mit vielen Tonnen Schlagwerk auf der Bühne». Eötvös fühlt sich geehrt, gleich mit einem 360-Grad-Porträt in Zürich präsent zu sein. In sieben Konzerten ist er mit seinem Schaffen vertreten; sein Schlagzeugkonzert «Speaking Drums» mit Grubinger als Solisten und sein Oratorium balbulum «Halleluja» dirigiert er selber.

Beziehungen vertiefen

Mit Neuerungen in den Konzertstrukturen zu kommen, wäre für eine «hoffentlich letzte Saison» wenig sinnvoll. Vielmehr gehe es darum, Beziehung zu vertiefen, zum Publikum, zu den Künstlern, um sie bei der Stange zu halten, sagte die Intendantin Ilona Schmiel an der Präsentation des Saisonprogramms, das das dritte ihrer Amtszeit ist. Wichtig ist ihr Kontinuität, «Verstetigung» das Hauptwort. Es gilt für die hergebrachten wie die neuen Konzertformate, und es gilt auch für die Arbeit an einem «Repertoire für das 21. Jahrhundert». Zur Uraufführung kommen Auftragswerke von Isabel Mundry und Thomas Kessler im Rahmen der Tage für Neue Musik. Ein neues Werk für Harfe und Orchester der Finnin Kaija Saarijoh mit dem Solisten Xavier de Maistre erlebt unter Bringuiers Leitung im Abonnementskonzert seine schweizerische Erstaufführung. «Die Tonhalle nochmals voll nutzen»: Diese Devise für die Saison 2016/17 schliesst Reisen nicht aus. Auf die eben absolvierte Tournee durch Österreich und Deutschland, die Lionel Bringuier als triumphal erlebte, folgen im August ein Gastspiel in der Türkei und im Oktober eine Tournee durch Südamerika.

Herbert Büttiker